

# Zehn Jahre

Ruedi Lüthy

---

Vor zehn Jahren, Ende Februar 2004, stand ich im Warteraum unserer ersten Klinik in Harare, Simbabwe. Sechs Krankenschwestern hatten bei mir einen mehrwöchigen Kurs über die Behandlung von Patienten mit Aids absolviert, Labor und Apotheke waren noch etwas dürftig eingerichtet, und nun sollten die ersten Patienten kommen.

Ich war richtig nervös: Würde das Experiment klappen, dass Pflegerinnen und Pfleger die Aufgaben von Ärzten bei der Betreuung von HIV-Patienten übernehmen könnten? Es musste einfach funktionieren, weil nämlich die Mehrzahl der Ärzte Simbabwe verlassen hatten und die wenigen zurückgebliebenen von der Aufgabe schlicht überfordert waren.

Seit wir im August 2003 in Simbabwe angekommen waren, hatten wir – meine Frau, mein jüngster Sohn und ich – bereits einige grosse Hürden überwinden müssen. Am schlimmsten traf uns die bereits damals galoppierende Inflation. Unser Budget sah den Gegenwert von 30 US-Dollar für einen Monatslohn für eine Pflegerin vor, sechs Monate später waren es bereits 150 US-Dollar. Doch das Wichtigste war nun geschafft: Wir hatten endlich ein passendes Haus für eine ambulante HIV-Klinik gefunden, der Umbau war abgeschlossen, und aus Hunderten von Bewerbungen hatten wir in stundenlanger Auswahlarbeit die ersten Mitarbeiterinnen gefunden.

Ich ahnte in jenem Februar nicht, was in den kommenden Jahren noch alles auf mich zukommen würde. Zum Glück! Denn sonst ich hätte den Mut wohl nicht aufgebracht, das Projekt anzupacken. Doch heute kann ich sagen: Nach Simbabwe zu reisen, um einen kleinen Beitrag gegen die zerstörerische HIV-Epidemie zu leisten, war wirklich die beste Entscheidung meines Lebens.

Ich wurde zu meinem grossen Glück stets getragen von meiner Familie, meinen Freunden und von ganz vielen mir unbekannt Menschen aus der Schweiz, die unsere Klinik bis heute unterstützen. So kamen wir trotz Schwierigkeiten stets voran. Heute gehen mehr als 4500 Patienten in der Newlands Clinic ein und aus, und im Ausbildungszentrum können wir laufend einheimische Ärzte und Pflegefachleute ausbilden.

Im Rückblick war die gesamte Entwicklung geprägt von immer neuen Herausforderungen, Antworten auf ganz praktische Nöte unserer Patienten. Anfangs wollte ich zum Beispiel nur Erwachsene behandeln, doch die HIV-positiven Mütter kamen mit ihren kranken Babys auf dem Rücken zu uns. Auch wenn ich in der Schweiz nie Kinder behandelt hatte – wie hätte ich die kleinen, todkranken Patienten abweisen können? Also kam im November 2004 mein Freund Christoph Rudin vom Universitäts-Kinderspital beider Basel zu uns und bildete unser ganzes Team aus. Eine andere sehr grosse Herausforderung war (und ist!) der Hunger: Dank der HIV-Therapie waren wir zwar in der Lage, das Virus in Schach zu halten, aber unsere Patienten litten Hunger. In Zusammenarbeit mit dem Welternährungsprogramm der Uno konnten wir Schlimmeres verhüten. Ein weiteres, unerwartet grosses Problem waren unsere jugendlichen Patienten: Viele Teenager verlieren angesichts ihrer desolaten Lage jegliche Hoffnung und brechen die Therapie ab. Also haben wir begonnen, ihnen zusammen mit einer lokalen Organisation beruflich auf die Beine zu helfen. Zudem bieten wir ihnen einen Raum an, wo sie sich unter ihresgleichen austauschen können und professionelle psychosoziale Unterstützung erhalten.

Das ist die eine Seite der Medaille. Doch ich musste auch bittere Erfahrungen machen. Im Jahr 2005 wurden Hunderttausende bei einer «Aufräumaktion» der Regierung obdachlos – auch sehr viele unserer Patienten. Angesichts dieser Gewalt war ich kurz davor aufzugeben. Ich reiste zurück in die Schweiz, um zur Ruhe zu kommen. Schliesslich half mir die Erkenntnis, dass ich mich auf das konzentrieren muss, was ich verändern kann, und nicht darauf, was ich nicht ändern kann. Das heisst für mich: Menschen mit HIV behandeln, sie aufklären, ihnen mit Respekt begegnen. Auch heute noch höre ich immer wieder traurige Lebensgeschichten voller Gewalt und Hoffnungslosigkeit, und es ist nicht einfacher geworden, diese zu ertragen. Aber ich habe seither nie mehr die Überzeugung verloren, dass unsere Arbeit in Simbabwe sinnvoll ist.